Zusammenhalten

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **21 (1931)**

Heft 44

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-645177

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Welt ist immerhin doch eine wunderbare Erfindung, wenn man bedenkt, daß er jetzt neben Grete Züblin anderthalb Stunden weit nach dem Schmalzboden hinauf fahren darf, und daß sie es vielleicht sogar ein bißchen bereut, ihn wegen einer so einfältigen Sache erzürnt zu haben.

In einer Stunde etwa soll eingespannt werden. Bevor Grete weggeht, um ihre Einkäufe zu machen, rückt sie, nur so ganz nebenbei, mit einer kleinen Anregung aus. Ob er nicht die Gelegenheit benutzen und sein Geld auf die Bank tun wolle? Es sei doch da vorläufig versorgt und trage ihm dazu schon vom ersten Tag an Zinsen ein.

Aha — das Geld!

In Jakob Stockauers blauen Himmel hinein ist eine dicke Wolke gefallen, die diesen ganz zu überziehen droht. Ach — jetzt ist die Gret am Ende nur aus Angst um sein Geld in die Stadt gekommen!...

Etwas betreten lehnt er den guten Rat ab. „Ich gebe das Geld nicht aus der Hand. Es ist besser, wenn ich dabei bin." —

Sie verbirgt ihre Ungehaltenheit. „Also — macht das, wie Ihr's für gut findet. Ich meinte nur so. Aber mit dem Heimfahren, das gilt doch?"

„Ja, ja, das gilt."

Jakob Stockauer verkürzt sich die Wartezeit damit, daß er, den Schirm an den Arm gehängt, durchs Städtchen schlendert, die einzige Gasse hinauf und hinab, und sich die Auslagen ansieht, das bemalte Haus zur vordern Geduld und den Römerturm. Die Noten im Sackbüchlein geben seinen Schritten, wie es ihm selber vorkommt, einen festen Klang. Er schätzt die Menschen, die geschäftig, zum Teil hochmütig an ihm vorbeigehen, so nebenbei nach Anzug und sonstigem Gebaren auf ihren Besitzstand ein; ja er ertappt sich über dem wunderlichen Wunsch, der eine oder andere möchte bei ihm einen Blick durch Kittel und Sackbuch hindurch tun können. Vor dem großen Bankgebäude mit den steinernen Frauenköpfen über dem Portal bleibt er unwillkürlich einen Augenblick stehen. Wie wäre es denn, wenn er nun — der Grete zulieb — — — Nein! Da muß er erst noch einmal gründlich nachdenken. Der Schatz hat allgemach in seiner Seele Gewicht bekommen...

(Fortsetzung folgt.)

Zusammenhalten.

(Sonntagsgedanken.)

Wir stehen zweifellos vor einem Winter, der viel Sorge bringen wird. Schon heute ist die Arbeitslosigkeit groß und es ist damit zu rechnen, daß sie noch weitern Umfang annehmen wird. Wir sind uns gewöhnt, uns nur noch an Hand von Zahlen ein Bild der Arbeitslosigkeit zu machen. Wir strengen uns kaum mehr an, uns zu überlegen, und uns vorzustellen, wie viel Kummer und Sorge in diesem Wort ist. Liegt vielleicht nicht gerade in dieser modernen Sachlichkeit, mit der wir an alles herantreten, der schlimmste Fluch unserer Zeit? Ist nicht die Not gerade deshalb so groß, weil wir an den Mitmenschen innerlich gar keinen Anteil mehr nehmen? Wir sind wohl bereit, Armenlasten zu tragen, Wohltätigkeitsinstitutionen zu unterstützen, aber damit muß alles sein Bewenden haben. Wir wollen dann persönlich in Ruhe gelassen werden, wollen uns nicht persönlich um den in Not geratenen Bruder kümmern. Das ist nach der geltenden Auffassung Sache des Staates und der Gemeinden und ihrer Fürsorgeinstitutionen. Ja, wir tun uns nicht wenig zu Gute auf die Einrichtungen, die wir alle geschaffen haben. Und doch hat es noch selten eine Zeit gegeben, in der so viele Menschen, wie heute, sich der Verzweiflung in die Arme werfen und dem Leben den Tod vorziehen. Zugegeben, daß diese Erscheinung in hohem Maße mit den schweren sozialen Verhältnissen zusammenhängt, anderseits muß jedenfalls beobachtet werden, daß wir noch in keiner Zeit so ausgedehnte Fürsorgeinstitutionen besaßen, um der Not zu begegnen, wie heute. Und trotz alle dem, die unbefriedigenden Ergebnisse, die große Zahl derer, die der Verzweiflung nahe sind. Die heutigen Erfahrungen lehren uns deutlich genug, daß es mit Institutionen und Organisation nicht getan ist. Der von der Sorge Bedrückte braucht eben in den meisten Fällen nicht nur wirtschaftliche und soziale Hilfe. Was ihn am meisten bedrückt, ist, daß er sich als Arbeitsloser aus der Gesellschaft und der menschlichen Gemeinschaft ausgestoßen fühlt. Dagegen hilft keine wirtschaftliche Hilfe, da braucht es Menschen, die sich dem Betreffenden gegenüber verantwortlich und verpflichtet fühlen. Erst dann, wenn wir so weit sind, daß wir zu einem Arbeitslosen ehrlich sagen können: Deine Not ist meine Not, kommen wir bis zu einem gewissen Grade dem nach, was Christus unter Nächstenliebe versteht. Nicht Organisation ist notwendig, sondern das Erwachen der persönlichen Verantwortlichkeit und innere Anteilnahme, die uns dem Bedrückten gegenüber verpflichtet. Erst wenn wir wieder so weit sind, dürfen wir sagen, daß wir im richtigen Sinne des Wortes zusammenhalten. Das Zeichen unserer Zeit ist gerade das, daß wir nicht zusammenhalten. Wir schaffen wohl Gesetze und Institutionen, die einen gewissen Rahmen um uns bilden, und die uns zusammenhalten sollen. Gerade in diesem Punkt liegt der Unterschied: Wir halten nicht mehr zusammen, aber wir werden durch gewisse äußere Bindungen zusammengehalten, daß diese auf die Dauer nicht helfen, dafür ist Deutschland ein lebendiges Beispiel. Lassen wir uns warnen, und zur Umkehr aufrufen, daß wir im Sinne Zwinglis zu einem Volk werden, das durch den Glauben miteinander verbunden ist und zusammenhält. Der Glaube ist die Quelle, aus dem alle Gemeinschaft fließt und ohne den es überhaupt keine echte Gemeinschaft gibt. Zwingli hat in einer Zeit, die der unsrigen in vielem glich, unerhört machtvoll entschieden den Glauben an die Botschaft Gottes in Jesus Christus verkündet, und damit einer neuen Zeit die Tore geöffnet. Haben wir noch die Kraft, uns ebenso entschieden zu unserem Glauben an das Evangelium zu bekennen, daß wir durch diesen selbst im Innersten zusammengehalten werden? F.

Aus Jakob Boßharts „Bausteine zu Leben und Zeit."

Die meisten Helden gehen an ihrer Doppelnatur zugrunde. Sie wollen etwas Großes, aber in ihnen haust ein Dämon, der das Entgegengesetzte will. Er lähmt ihre Stoßkraft, er stellt ihnen im entscheidenden Moment ein Bein. Sie fühlen sich selber in diesem Dämon schuldig, und die Welt stimmt ihnen zu. Der Dämon haust im Unterbewußtsein und wird nur etwa in Augenblicken der Selbstschau erkannt, zum Beispiel vor wichtigen Entscheidungen. Da mag es geschehen, daß ein Held vor sich selbst zittert, ja, daß er sich selber richtet, vernichtet.

*

Der Kluge ißt sich nie ganz satt, er denkt immer, es könnte noch etwas Besseres nachkommen.

*

Warum bei Kindern die Eindrücke so fest haften? Weil sie mit dem Gemüt mehr als mit dem Kopf erfassen, das heißt mit dem feineren Werkzeug.